



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Susanne

Roman

Montépin, Xavier de

Wien [u.a.], 1877

Erste Abtheilung. Die Jagd nach Chimären.

urn:nbn:de:hbz:466:1-44734

Erste Abtheilung.
Die Jagd nach Chimären.
(Fortsetzung.)

I.

Vor dem Lesen.

„Nun,“ fragte der Director in dem Augenblick, als Ernest in sein Cabinet trat.

„Nun, die Sache ist in Ordnung.“

„Hat sich Porch er willfährig gezeigt?“

„Ja.“

„Haben Sie Geld?“

„Ja.“

„Lassen Sie sehen.“

Ernest langte die hundert Napoleond'or aus der Tasche und legte sie auf den Schreibtisch. Melon fuhr hastig darauf los und stellte sie in zwei Säulen auf.

„Ich werde Ihnen Ihre Handschrift zurückgeben,“ sagte er.

Ernest nahm seine Schuldverschreibung, die er Tags vorher dem Director gegeben hatte.

„Nun sind wir über alle Punkte einig, nicht wahr?“ fragte er.

„Gewiß, ich habe nichts weiter einzuwenden.“

„Wann beginnt die Inszenesetzung?“

„O, ich werde Sie nicht lange schmachten lassen. Morgen, Samstag, kommt ein neues Stück zur Aufführung. Sonntag kommen Sie an die Reihe und lesen den Schauspielern am Montag vor.“

„Ganz gut.“

„Jetzt tragen Sie Sorge, die Rollen copiren zu lassen . . . Was die Vertheilung betrifft, so besprechen wir uns diesen Abend darüber, wenn es Ihnen beliebt.“

Ernest war nichts erwünschter. Er kam Abends in das Theater und Melon Petit-Baudet ließ ihn nach seiner Einsicht die Schauspieler und Schauspielerinnen bestimmen, welche sein Werk darstellen sollten. Es läßt sich annehmen, daß er nicht ermangelte, sich der besten Spieler dieser Truppe zu bemächtigen.

Melon billigte Alles. Ernest war entzückt über diesen Director.

Am folgenden Tage wurde wirklich ein Stück in drei Acten zum ersten Mal aufgeführt. Ernest hat um einen Orchesterplatz, der ihm bereitwillig zugesichert wurde. Das neue Stück hatte einen derartig zweifelhaften Erfolg, daß es nur eine Einnahme von fünfhundert Francs für die sechste Vorstellung versprach.

„Nun denn,“ dachte der junge Poet, indem er sich die Hände rieb; „es ist ausgemacht, dieses Theater rettet nichts, als: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten.“

Am Sonntag, bevor noch die Kerzen angezündet waren, kam Ernest in das Foyer und betrachtete eilig das Tableau, welches, eingerahmt unter Schloß und Gitter, einen beständigen Schmuck der Künstlerfoyers bildet, und worin der Regisseur jeden Abend der Ordnung nach das Schauspiel für den folgenden Tag mit den Wiederholungen und Leseproben bekannt macht. Er las darin mit unsäglicher Freude die Worte:

„Ein Viertel nach zwölf Uhr im großen Foyer die Lecture von: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten.“

Darauf folgten die Namen aller Künstler, welche in diesem Stücke Rollen zu spielen hatten.

Ernest schloß die ganze Nacht kein Auge zu. Obwohl er aber ganz wach war, hatte er doch die überspanntesten Träume: er wohnte zehnmal der ersten Vorstellung seines Stückes bei, und dem pyramidalen Erfolg, der mit dem Sturm der Claque unter dem Beifallklatschen von zweitausend enthusiastischen Zuschauern die Gewölbe des Theaters erschütterte, ließ sich nichts an die Seite stellen.

Folgendermaßen nun ist der gewöhnliche Gang der Dinge vom Beginne der Theaterproben bis zum Tage der ersten Vorstellung.

Zuvörderst das Lesen. Es hören nämlich die im Foyer versammelten Künstler das Stück an, in welchem sie aufzutreten haben, und das ihnen, und zwar zumeist vom Verfasser selbst, vorgelesen wird.

Wenn es sich nun um ein großes Stück handelt, so findet am nächsten und an den darauffolgenden Tagen die Collationirung statt, und zwar immer im Foyer. Während die Schauspieler ihre Rolle in der Hand haben und sie lesen, oder vielmehr auf unverständliche Weise murmeln, geben sie einander die Antwort.

Auf die Collationirungen folgen die ersten Probevorstellungen im Theater. Die Künstler halten wieder ihre Rollen in der Hand, die sie noch nicht auswendig wissen, und man beginnt die Inszenirung. Das ist anfangs ein unförmliches Chaos, aus dem nichts klar hervortritt. Alles ist noch verwickelt und verwirrt . . . kein einziger Effect zeigt sich noch in dem allgemeinen Wirrsale.

In diesem Momente fangen die jungen Autoren an, Zweifel in ihr Stück zu setzen, da sie mit dem Theater noch nicht vertraut sind. Es bemächtigt sich ihrer eine schreckliche Enttäuschung, und will es ihnen scheinen, als verwandle sich das Meisterstück in eine klägliche Rhapsodie.

Aber allmählig entwirrt sich Alles. Die Scenirung vereinfacht und klärt sich. Das Auf- und Abtreten geschieht der

Zeit und der Ordnung gemäß. Die Rollen prägen sich allmählig tiefer ein selbst in das schlechteste Gedächtniß und die Manuscripte werden bei Seite gelegt. Der Dialog bekommt nun Kraft und Saft . . . (wenn anders er diese Eigenschaften enthält). Die geistreichen Worte springen wie Funken hervor, kreuzen sich wie Degen und folgen einander wie Pelotonfeuer.

Das Stück, bis jetzt eine unförmliche Puppe, gestaltet sich zu einem glänzenden Schmetterling. Im Autor entstehen wieder Illusionen und Hoffnungen, die leider nur zu oft Hirngespinnste sind. Wenn es sich um ein Vaudeville handelt, so läßt der Orchesterdirector im Foyer die Couplets, die Chöre, die Stücke beim Auf- und Abtreten wiederholen und bereitet seine Ouverture vor. Schneider und Näherinnen verfertigen die Anzüge. Maschinisten und Decorateurs befestigen die Couliissen, Vorhänge, malen in groben Zügen die Salons und Landschaften, setzen die Rollen und Balken ein und bereiten die sämtlichen Szenenwechsel vor. Kurz, Jeder trägt seinerseits zum Erfolge des gemeinsamen Werkes bei, das Allen ihr tägliches Brot bringen muß.

So rücken die letzten Wiederholungen heran. Man wiederholt im Quartett, das heißt: mit vier Musikern. Sodann mit dem ganzen Orchester.

Die Generalproben geschehen mit Costümen, Decorationen, Musik und allen anderen Behelfen . . . kurz, es fehlt dabei nur das Publicum.

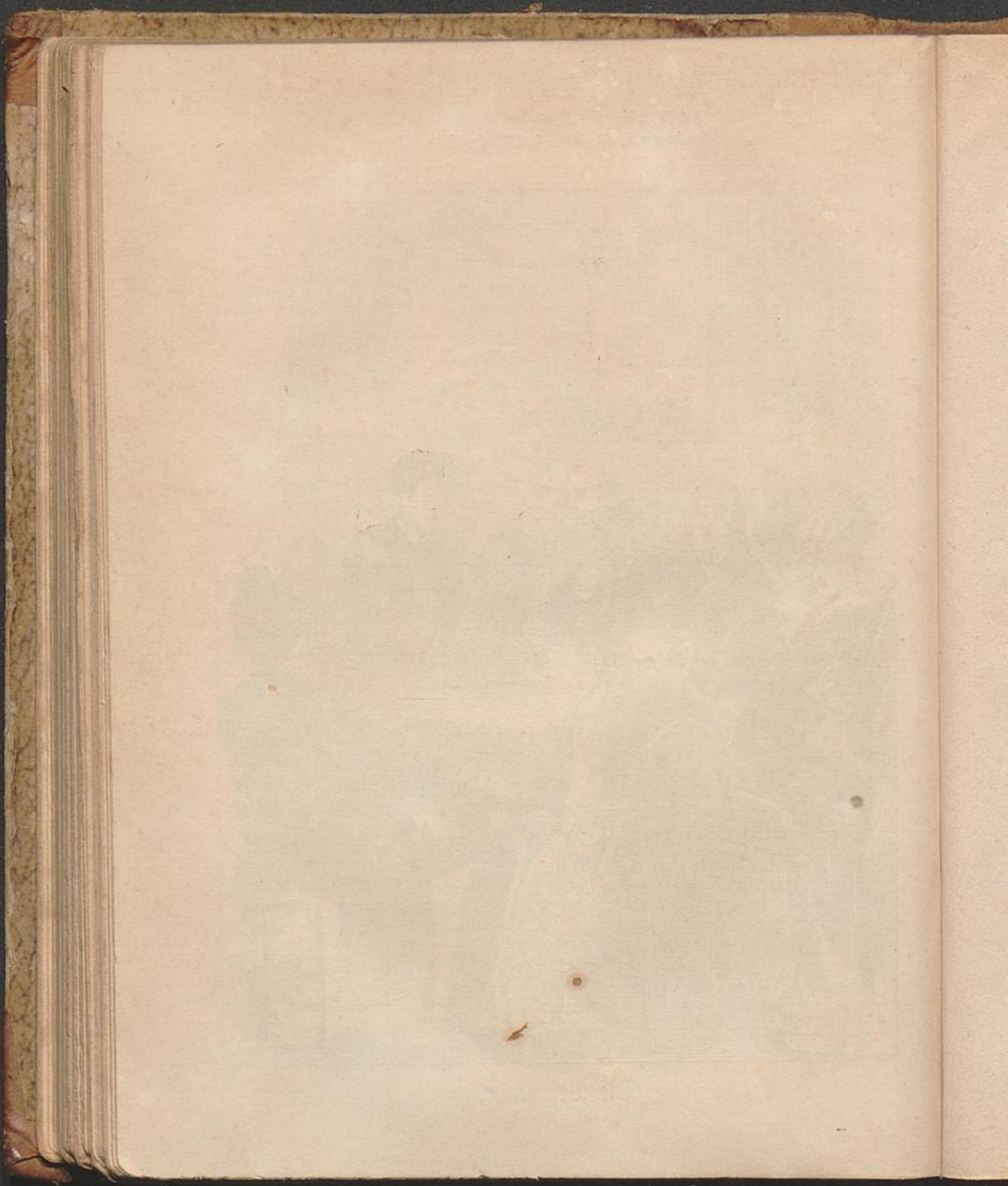
Im Boulevard setzen die Theater fast immer mehrere Abende nach einander das Spiel aus, der allgemeinen oder Generalproben wegen. Für's Erste ist das nothwendig und zweitens ein vortreffliches Mittel, um dem Stücke Ruf zu machen.

Kommt endlich der Tag der ersten Aufführung, so scheitert nur zu oft das Resultat so vieler Anstrengungen, Talente, Mühen und Sorgen vor dem höhnischen Pfeifen, oder dem ironischen und schweigenden Kaltsinn des Publicums.

Doch beschäftigen wir uns jetzt wieder mit Ernest und seinem Erstlingswerke!



Die Leseprobe.



Es war Ernest nicht bekannt, daß die Tableaux im Foyer und die Wiederholungsbulletins stets „Ein Viertel für ein Halb“ anzeigen, wie man in der Theatersprache zu sagen pflegt. Mit andern Worten: er wußte nicht, daß die Künstler übereingekommen waren, sich immer erst ein Viertel nach der angezeigten Stunde bei der Probe oder beim Lesen einzufinden. Ernest war deshalb mit seinem Manuscript in der Hand schon ein Viertel nach zwölf Uhr eingetreten.

II.

Die Leseprobe.

Ein Tisch, mit einem grünen Teppich überdeckt, stand mitten im Foyer. Darauf stand eine Flasche, ein Glas und eine Zuckerbüchse, kurz die Bestandtheile des classischen Zuckewassers. Im Halbkreise herum standen Stühle, aber Niemand saß auf ihnen.

Ernest erstaunte anfangs über diese völlige Einsamkeit. Er fand, daß man ihn mit wenig Rücksicht behandle; doch seine Eitelkeit, obwohl reizbar, beruhigte sich. Und da er nichts Anderes zu thun wußte, als zu warten, so wartete er.

Nach Verlauf von zehn Minuten trat der Regisseur ein. Er kannte Ernest, da er ihn an den vorhergehenden Abenden im Foyer gesehen hatte.

„Wie, mein Herr,“ sagte er zu ihm, „Sie sind schon hier?“

„Nun,“ entgegnete der junge Mann in etwas trockenem Tone, „mir scheint, daß ich der Uhr nicht voreile.“

„Oh, ich bitte Sie um Vergebung, sehen Sie!“

Der Regisseur nahm seine Uhr heraus, zeigte Ernest das Zifferblatt und fuhr fort:

„Zwölf Uhr und zehn Minuten.“

„Nun?“

„Nun, das Lesen beginnt um ein Viertel.“

„Ich bitte in gleicher Weise um Vergebung, es beginnt um zwölf Uhr, das bezeugt das Tableau und mein Bulletin . . .“

Der Regisseur fing an zu lachen.

„Sie haben Recht,“ sagte er, „allein Sie kennen noch nicht die Theatergebräuche.“ Und er erklärt Ernest das, was wir unseren Lesern im vorigen Capitel gesagt haben. „Uebrigens,“ fügte er noch zum Schlusse bei, „befinden sich diese Herren und Damen im Künstlerfoyer und werden im Augenblick heraufkommen.“

In der That erschienen alle Schauspieler und Schauspielerinnen, welche der Leseprobe beiwohnen mußten, fast gleichzeitig. Das Lesen, welches nunmehr stattfand, stachelte ihre Neugierde auf's Höchste. Es handelte sich um ein Stück, das seinem Umfange nach sehr bedeutend war und einen Verfasser hatte, den bisher Niemand kannte. Ueberdies wußte man, daß er keinen Mitarbeiter hatte.

Gewöhnlich haben die Neulinge auf der dramatischen Laufbahn schon auf irgend eine Weise die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihren Namen gelenkt. Es sind entweder Romanschreiber, oder Dichter, oder Journalisten, kurz, Leute, welche bereits auf die eine oder andere Art Proben ihres Talentes geliefert haben. Die dramatischen Anfänger wagen sich in der Regel nur dann auf's Theater, wenn sie von einem einflußreichen Mitarbeiter in's Schlepptau genommen werden.

Bei Ernest war das nicht der Fall. Was war er? Ein Adler oder ein gemeiner Vogel? — Was war sein Stück? Ein Meisterwerk oder eine Platttheit? — Sollte am literarischen Horizont ein neues Gestirn aufgehen? Soll dieses neue Stück das Theater retten, dessen Zustand, wie wir wissen, ein verzweifelter war? — Oder handelte er sich im Gegentheil um eines jener schwachen Producte, wie sie Melon Petit-Baudet unablässig auf die Scene schleuderte? Alle diese Fragen tauchten auf im Geiste dieser Künstler, welche da Platz nahmen. Sie warteten mit Ungeduld auf die ersten Worte des Drama's. Sicherlich hatte noch nie ein Autor sein Stück aufmerkssameren Zuhörern vorgelesen.

Was die Stimmung dieses Auditoriums betraf, so war sie neutral, wenn man sich so ausdrücken darf, nämlich weder wohlwollend, noch übelwollend. Man war eben so leicht zum

Enthusiasmus wie zur Verpönung geneigt. Vielleicht waren die Frauen wegen der Jugend des Verfassers, oder seiner angenehmen Gesichtsbildung und Eleganz zu Liebe mehr geneigt zum Beifallklatschen als zum Tadel.

Ernest verbeugte sich und nahm Platz. Hierauf entfaltete er sein Manuscript und las:

„Wie die Frauen sich zu Grunde richten. Drama in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel in zwei Abtheilungen.“

Seine Gemüthsbewegung war ungemein groß. Seine trockene und brennende Kehle erlaubte ihm nicht ein einziges Wort deutlich auszusprechen. Er mußte inne halten und ein großes Glas Zuckerwasser trinken, bevor er die Namen der handelnden Personen mit ihrer Vertheilung las und mit der ersten Scene begann. Er strengte sich nun mit aller Gewalt an und las.

Das Vorspiel befremdete die Künstler. Es war, wie man weiß, ein richtiges Melodram, ohne ein Witzwort zum Lachen; diese Vaudevilletruppe war an eine so düstere Arbeit nicht gewöhnt.

Wären Ernest's Ohren nicht voll von einem verwirrten Gemurmeln gewesen, so würde er Redensarten, mit leiser Stimme gesprochen, ähnlichen Inhalts vernommen haben:

„Ha doch! wir sind ja da mitten unter Verbrechen.“

„Der Verfasser wird zerstreut gewesen sein.“

„Offenbar.“

„Er hat sich im Theater geirrt.“

„Er glaubt im Ambigue oder Gaitétheater zu sein.“

„Uebrigens liegt Effect in diesem Vorspiel.“

„Wir wollen das Weitere anhören, vielleicht wendet sich's zum Komischen.“

„Es wäre originell, wenn das Stück nach einem solchen Vorspiel ungemein lustig würde.“

„Ja, meiner Treu!“

„In diesem Falle möchte ich fast bürgen für den Erfolg.“

„Ich auch.“

„Still, meine Herren, still.“

Ernest begann den ersten Act. Wir können ihm beim Lesen nicht Schritt für Schritt folgen, zumal übrigens unsere Leser das Stück aus der Analyse, die wir davon gegeben haben, kennen.

Der Eindruck war jämmerlich. Der Act bei Mirobolante, welcher fast Wort für Wort der Erzählung von Paul Lascours nachgebildet war, erhielt allein einen theilweisen Erfolg. Alles Uebrige schien schwerfällig, unwahrscheinlich, trivial und langweilig zu sein.

Kurz, Ernest vollendete seine Leseprobe unter stummen, aber nicht zweideutigen Beweisen des tiefsten Mißfallens und Verdrusses. Er hatte sich selbst berauscht im Feuer seiner schwülstigen Declamation. Er war also der Einzige, der diese üblen Vorzeichen nicht bemerkte und seine Selbstzufriedenheit für eine allgemeine Genugthuung hinnahm.

War der Arme nicht bis auf einen gewissen Punkt zu entschuldigen, daß er sich selber so täuschte? Wie viele Andere, die noch mehr Erfahrung haben, täuschen sich nicht eben so und glauben jene Lustschlösser zu erreichen, denen sie stets vergeblich nachjagen und deren Name Erfolg und Ruhm ist?

Als Ernest aus dem Foyer ging, begab er sich ganz freudestrahlend in das Cabinet von Melon Petit-Baudet.

„Nun,“ fragte der Director, „welche Wirkung hat die Leseprobe gemacht?“

„Die beste Wirkung. Das Stück wurde vortrefflich aufgefaßt und ich glaube, daß Ihre Künstler über ihre Rollen entzückt sind.“

Während dieser Zeit gingen die Schauspieler durch die Theatergänge und sprachen zu einander in ihrem seltsamen Rothwälsch:

„Hm! was hälst Du davon?“

„Gott! welch ein Schmarren!“

„O, ein Griesschmarren, nicht zum Hinunterwürgen.“

„Das schwache Product eines noch käfigen Menschen.“

„Ja, flaumfederig und milchbärtig.“

„Dieses Stück wird uns ganz und gar nicht zu unserer rückständigen Gage verhelfen.“

„Wir werden einen Bettel bekommen.“

„Es ist gräßlich!“

„Unerhört!“

„Phänomenartig!“

„Ein Kalb mit zwei Köpfen!“

„Mir wäre das Kalb lieber, wenigstens könnte man's essen.“

„Mit kleinen Zwiebeln,“ fügte ein Komiker hinzu.

„Ich glaube, das Publicum wird Aor rufen auf eine wenig siegjubelnde Weise.“

„Die Freikarten werden wenig helfen.“

„Halt, eine Idee! man kann dabei stark gewinnen.“

„Was thun?“

„Man eröffnet ein kleines Freikartenbureau für die erste Vorstellung.“

„Für die erste . . . sind Sie närrisch?“

„Wieso?“

„Es wird zu keiner ersten Vorstellung kommen, das Stück ist ja unmöglich.“

„Ja, gewiß.“

„Der Teufel selbst, der doch so geschickt ist, brächte es nicht dahin, dieses Stück in Scene zu setzen.“

„Es ist wahr.“

„Ich, für's Erste, spiele nicht darin.“

„Ich auch nicht!“

„Ich auch nicht!“

„Ich auch nicht!“

„Ich auch nicht!“

„Aber, meine Herren,“ bemerkte einer von den Künstlern, „Sie vergessen ja ganz, welche Pflichten Sie eingegangen sind; Sie sind verbunden, alle in Ihr Fach schlagenden Rollen zu spielen, sie mögen gut oder schlecht sein.“

„Das ist wohl richtig, mein Lieber, wir vergessen aber auch nicht, daß unser Director nach dem Wortlaut unseres Ver-

trages verpflichtet ist, uns unsere Gage zu bezahlen. Da er sie jedoch nicht bezahlt und seine Verbindlichkeit gegen uns auch nicht anerkennt, so sind auch wir gegen ihn an nichts gehalten . . ."

"Bravo! bravo!"

"Diese Argumentirung erleidet keine Widerlegung."

"Die Gründe sind schlagend."

"Ich, für's Erste, gebe meine Rolle zurück."

"Ich auch!"

"Ich auch!"

"Ich auch!"

"Ich auch!"

Die Einbelligkeit, wie man sieht, war rührend.

Indeß kam die Sache am nämlichen Tage noch nicht so weit. Am Abend meldete ein kleiner geschriebener Zettel, der am Spiegel des Foyer angeheftet war, daß sich morgen die Künstler einfinden könnten und bezahlt würden.

Da die Künstler einer solchen förmlichen Zusage gegenüber keine offenbare Widersetzlichkeit zeigen wollten, so warteten sie ab, und Niemand brachte seine Rolle zurück.

Am folgenden Tage fand die Collationirung statt. Diese ging in's Lächerliche. Man gähnte, man flüsterte und wisperte, und beschäftigte sich mit Allem von der Welt, nur nicht mit dem Stücke.

Ernest war der Meinung, daß die Künstler es immer so machen, und ließ sie reden und thun.

Hatte nun der Diplomat, der seine Maitresse zum Theater bringen wollte, seinem Herzen und seiner Börse Luft gemacht, oder hatte Melon Petit-Baudet andere uns für den Augenblick nicht bekannte Hilfsquellen — genug, am folgenden Tage war wirklich Geld in der Theatercaße.

Man bezahlte.

III.

Täuschung.

Am folgenden Tage, wo die Schauspieler ihre Gage erhalten hatten, erhielt Ernest keine Einladung zu einer Probe. Er glaubte, daß ein Irrthum vorgefallen sei und kam zur gewöhnlichen Stunde in's Theater.

Er trat in das Foyer und blickte auf das Tableau. Es stand da nichts von: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten.“ An der Stelle aber, welche der Titel seines Stückes eingenommen hatte, las er jetzt: „Ein Viertel nach zwölf Uhr — im großen Foyer. Leseprobe von: Die Erzählungen des Grécourt.“

„Was soll denn das heißen?“ fragte sich Ernest mit einem Anflug von Besorgniß.

Er ging hinauf in's Cabinet von Melon Petit-Baudet. Aber die Thüre desselben war geschlossen. Er klopfte an, erhielt aber keine Antwort. Ein Theaterdiener ging durch den Gang, und Ernest rief ihn.

„Ist der Herr Director nicht in seinem Cabinet?“ fragte er.

„Nein, mein Herr, er ist bei der Leseprobe im großen Foyer.“

„Könnte ich nicht zwei Worte mit ihm sprechen?“

„O, unmöglich, mein Herr; man stört niemals eine Leseprobe.“

„Kennen Sie das Stück, welches gelesen wird?“

„Ich hörte gestern Abends sagen, es wäre eine Art Feenstück mit vielen Tableaux, ein Stück für Frauen.“

„Von wem ist es?“

Der Theaterdiener nannte zwei renommirte Verfasser.

„Nun,“ versetzte Ernest, „ohne Zweifel ist wegen dieser Leseprobe heute die Wiederholung meines Stückes nicht?“

„Das weiß ich nicht, mein Herr; aber wahrscheinlich.“

Es war aus diesem Menschen nichts weiter herauszubringen.

Ernest ging also bekümmert weiter und fand es rücksichtslos, daß man sich aus was immer für Gründen erlaubt habe, die Wiederholungen auszusparen.

„Zum Teufel!“ dachte er, „ohne den Werth meines Stückes in Anschlag zu bringen, habe ich genug bezahlt, um einige Rücksicht verlangen zu dürfen! — Man hätte mir es wenigstens im Voraus melden sollen! Dieser Petit-Baudet ist ein Mensch, der keine Lebensart versteht.“

Abends kam er in das Foyer. Das Tableau meldete für den kommenden Tag die Collationirung der Rollen der „Erzählungen von Grécourt“ und nichts weiter. Das überstieg denn doch die Grenzen. Ernest stürzte in das Cabinet des Directors. Dieser aber, als er den jungen Autor eintreten sah, zeigte nicht die geringste Verlegenheit.

„Ah, Sie sind hier?“ sprach er; „guten Abend!“

„Mein lieber Herr Director,“ rief Ernest, „was geht denn vor?“

„Nichts Außerordentliches, so viel ich weiß.“

„Nun, unsere Proben?“

„Ach, richtig! die sind unterbrochen.“

„Warum?“

„Weil wir etwas Anderes gelesen haben.“

„Und wann werden sie wieder aufgenommen?“

„Es wäre schwer für mich, Ihnen Bestimmtes darüber zu sagen, denn — ich weiß es nicht.“

„Sie wissen das nicht.“

„Nein, in der That!“

„Sie machen sich über mich lustig, mein Herr?“

„O, ganz und gar nicht.“

„Nun, bitte, so erklären Sie mir dieses Vorgehen.“

„Recht gern, allein ich muß Ihnen im Voraus Etwas sagen.“

„Was?“

„Meine Erklärung wird Ihnen unangenehm sein.“

„Reden Sie, mein Herr.“

„Nun denn, mein lieber Autor, wir haben uns Beide getäuscht.“

„Worin?“

„Ah, mein Gott! Sie, da Sie das Stück machten, und ich, da ich es annahm.“

„Will das sagen, daß Sie es jetzt schlecht finden?“

„O nicht ich allein, sondern Alle finden das.“

„Wer? Ha doch, mein Herr! wer?“

„Die Schauspieler.“

„Haben sie das Ihnen gesagt?“

„Mehr als das, sie haben mir alle ihre Rollen zurück gebracht und erklärt, sie würden nur auf gerichtlichen Zwang in einem unmöglichen Stücke spielen, das ohne alle Widerrede durchfallen müsse.“

„Mein Herr,“ rief Ernest mit dem Fuße stampfend, „Ihre Schauspieler sind Schwachköpfe, ich erkenne sie nicht als Richter an.“

„O, mein Gott! was soll ich dabei thun?“

„Verschaffen Sie Ihren Anordnungen Gehorsam, Sie sind doch Director und haben Ihrer Truppe zu befehlen, aber nicht von ihr sich befehlen zu lassen.“

„Soll ich ihnen also Allen aufkündigen?“

„Unbedingt.“

„Ja, aber ich muß doch auch Geld einzunehmen suchen, und so lange ich den Prozeß führe, bleibe ja das Theater geschlossen.“

„Aber, mein Herr! bei allem dem bin ich das Opfer.“

„O, das leugne ich nicht.“

„Warum haben Sie mein Stück angenommen?“

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich unrecht gethan habe.“

„Kurz gesagt: wollen Sie mein Drama aufführen?“

„Ich glaube nicht. Wie soll ich es denn aufführen? ich kann doch die Rollen nicht von Marionetten aus gemaltem Holze spielen lassen? Das wäre Ihnen sicher nicht Recht.“

„Sie sind nicht im Rechte, so zu handeln, das ist ungebührlich, und ich werde Ihnen einen Prozeß anhängen.“

„Daran kann ich Sie nicht hindern. — Ich muß Ihnen aber andeuten, daß ich kraft der Verträge meines Theaters mit den dramatischen Schriftstellern ein Jahr Frist habe zur Aufführung, vom Tage der Annahme des Stückes an gerechnet.“

„Ein Jahr!“

„Genau so lange. Sie können also Ihren Prozeß erst in elf Monaten und drei Wochen einleiten. Bis dahin haben Sie geraume Zeit, sich zu beruhigen. Uebrigens bin ich gewillt, Ihnen eine Schadloshaltung anzubieten.“

„Welche?“

„Nehmen Sie Ihr Stück zurück und bringen Sie mir einen kurzen Act, ich werde ihn auf der Stelle spielen lassen.“

„Ein hübscher Trost!“

„Ah, nicht allzu sehr zu verachten. „Da Chanoinesse“ hat dem Herrn Scribe hunderttausend Francs eingetragen.“

„Ich nehme diese lächerliche Schadloshaltung nicht an.“

„Thun Sie, was Sie wollen.“

„Und wie steht's mit den zweitausend Francs, welche die Kosten meines Stückes decken sollten?“

„O, ich habe sie sehr gut gebraucht.“

„So geben Sie mir diese wenigstens zurück.“

„Unmöglich!“

„Wie . . . unmöglich?“

„Ganz und gar.“

„Aus welchem Grunde?“

„Ich habe gestern meine Künstler bezahlt, und nicht mehr zweihundert Francs in der Cassa.“

„Wann stellen Sie mir den Betrag zurück?“

„Sobald ich kann.“

„Und wann werden Sie können?“

„Das weiß ich nicht.“

„Das will sagen, daß Sie mich betrügen wollen.“

„O, mein lieber Autor, welch' geschmackloser Ausdruck!“

„Nun, mein Herr, so erkläre ich Ihnen, daß ich mein Geld auf der Stelle haben muß.“

Petit-Baudet fing an zu lachen.

„Auf der Stelle,“ fuhr Ernest erbittert fort, „oder ich belange Sie gerichtlich.“

„Wirklich? . . . und worauf berufen Sie sich?“

„Habe ich Ihnen nicht zweitausend Francs gegeben?“

„O, zwischen uns unter vier Augen leugne ich das nicht; aber merken Sie wohl, daß weder Zeugen noch Empfangsbestätigung, noch sonst geschriebene Documente darüber vorhanden sind.“

„Sie werden also förmlich leugnen, mein Herr?“

„Vor Ihnen nicht, sage ich; wenn Sie aber gerichtliche Wege einschlagen, vollkommen.“

„Das heißt ganz gemein stehlen, mein Herr.“

„Nicht im Geringsten! — Es ist mein fester Entschluß, Ihnen eines Tages diese zweitausend Francs zurück zu erstatten; ich bin also mit meinem Gewissen vollständig im Reinen.“

„Eines Tages,“ wiederholte Ernest, „und wenn dieser Tag niemals kommt . . .?“

„Er wird kommen, daran will ich nicht zweifeln; im entgegengesetzten Falle aber sind Sie nicht mein einziger Gläubiger, mein Herr, und Ihre Lage wäre eben nicht schlimmer als die der Anderen.“

„Und wenn ich Sie ohrfeige?“ schrie Ernest, indem er Petit-Baudet einige Schritte näher trat.

„O, ich werde mich mit Ihnen nicht schlagen; das Duell gehört nicht unter meine Grundsätze. Wenn man, wie ich, einem wichtigen Unternehmen vorsteht, so hat man kein Recht, über seine Person zu verfügen . . . Mein Leben ist das Eigenthüm meiner Künstler. Was würde aus ihnen, wenn ich mich thörichterweise wegen einer Geringsfügigkeit tödten ließe?“

Was war zu thun einem solchen Gliedermann gegenüber, der als Mann angezogen war? Die Wange beschmutzt nur die Hand, welche sie berührt. Außerdem wäre es Feigheit, einen Feigen zu schlagen. Ernest sah das ein. Er sprach kein einziges Wort mehr, sondern verließ das Cabinet und nahm

im Herzen die Trauer mit, welche ihm die erste seiner getäuschten Hoffnungen verursachte.

IV.

Die Verleger.

Nach einer schlaflosen Nacht, während welcher sich die Erbitterung über den ehrlosen Director nur noch vermehren mußte, verließ Ernest seine Wohnung, fest entschlossen, gerichtliche Wege einzuschlagen, um zu seinem Rechte zu gelangen. Er begab sich deßhalb zum Anwalt der Gesellschaft dramatischer Dichter, erklärte ihm den ganzen Vorfall und fragte ihn, welchen Weg er einzuschlagen habe.

Der Anwalt lachte, als Ernest den Namen Melon Petit-Baudet nannte.

„Wenn Sie diesen Prozeß anhängig machen,“ sagte er, „so ist es seit zwei Monaten der siebzehnte der nämlichen Art gegen diesen Herrn.“

„Der siebzehnte?“

„Mein Gott, ja.“

„Das ist ja aber entsetzlich!“

„Ich widerspreche nicht.“

„Und würde ich den Prozeß gewinnen?“

„Ich glaube nicht.“

„Warum?“

„Aus Gründen, welche Ihnen Melon selbst erklärt hat. Ihm steht in der That das Recht zu, Ihr Stück erst in Jahresfrist spielen zu lassen, vom Tage der Annahme desselben gerechnet. Was die zweitausend Francs betrifft, so bin ich für meinen Theil vollkommen überzeugt, daß Sie ihm dieselben gegeben haben; er wird die Thatsache aber leugnen . . . nöthigenfalls einen Eid schwören . . . und Sie werden verurtheilt, die Gerichtskosten zu zahlen . . . das ist Alles, was Sie bei diesem Handel gewinnen können.“

„Also muß man sich ausrauben lassen, ohne ein Wort reden zu dürfen?“

„Allerdings, wenn man es nicht anders haben will.“

„Das ist trostlos.“

„Sie haben Recht! . . . Suchen Sie von Petit-Baudet irgend eine Schadloshaltung zu erlangen.“

„Er trug mir an, ihm ein einactiges Stück zu schreiben.“

„Also nehmen Sie das an, das ist doch immerhin etwas.“

„Ich kann mich nicht entschließen, mit einem solchen Menschen nochmals in Berührung zu treten und in dem Schein zu stehen, als wollte ich eine so lächerliche Schadloshaltung noch als eine Gunst annehmen.“

„O, wenn Sie diese Zartheit haben, mein lieber Herr, so leisten! Sie Verzicht auf das Theater, nehmen Sie Ihr Manuscript zurück und tragen Sie es anderswohin. Nimmt man sich einmal vor, dramatischer Dichter zu werden, so überziehe man zuerst und vor Allem sein Herz und sein Gesicht mit Erz und Stahl.“

Ernest verließ ganz herabgestimmt den Rechtsanwalt. Mehrere Tage hindurch verfolgte ihn eine düstere, unheimliche Schwermuth, und seine Thüre war für alle Welt versperret. Er entfernte sich kaum aus seiner Wohnung, und wenn er es that, zog er den Hut über die Augen herab, streifte an den Mauern hin und nahm den Gang eines Missethätters an, der sich verbirgt und die wachsamten Argusaugen der Jerusalem-Strasse überlisten will.

„Warum das?“ wird man fragen. O, das ist sehr einfach. Ernest hatte mit Jedem, der ihn anhörte, von seinem Stücke gesprochen, das nächstens im Theater *** zur Aufführung kommen würde. Er hatte damit die Ohren seiner Freunde und seiner bloßen Bekannten betäubt. Er hatte so und so viel Billeter für die erste Aufführung versprochen, so zwar, daß der Zuschauerraum alle Jene, die er hinschicken wollte, nicht hätte fassen können. Und was sollte er jetzt Denen antworten, die mit der Frage an ihn herantreten würden: „Nun, mein Lieber, Ihr Stück?“

Ober: wann kommt die besagte Aufführung zu Stande?" Ober:
 „An welchem Tage haben wir zu applaudiren?"

Alle diese Fragen hätten noch gestern seiner Eitelkeit geschmeichelt, aber nach der Zerstörung all' seiner Hoffnungen würden sie sein Gesicht mit Schamröthe übergossen haben.

Wir wiederholen also, Ernest vermied jedes Zusammen treffen mit Leuten seiner Bekanntschaft und dachte in manchen Augenblicken sogar daran, Paris zu verlassen. Da er aber seinem Vater keinen Grund dieser plötzlichen Abreise hätte angeben können, so blieb er.

Inzwischen vergingen einige Tage. Die blutige Wunde, welche Ernest's Eigenliebe geschlagen worden, wurde allmählig weniger schmerzhaft. Die dramatische Wuth hörte mit der Entmuthigung auf und der junge Mann dachte nicht daran, sobald ein neues Theaterstück zu schreiben, wohl aber jene leichteren Vorbeern zu pflücken, welche das gute Publicum der Resecabinete den Romanschreibern bietet, die ihm zu gefallen wissen.

Das dicke Manuscript: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten, Geschichte eines gefallenen Engels," wurde also sorgfältig eingemacht und Ernest schickte sich nach dem Frühstücke an, fortzugehen und einen Verleger zu suchen.

Da der junge Mann in Bezug über den derzeitigen Verlagsbuchhandel vollkommen unterrichtet war, so wußte er, daß er nur bei drei Verlegern mit seinem Werke vorsprechen konnte, nämlich bei den Herren Alexander Cadot, Baudry und von Potter.

Der Eine von ihnen, Herr Cadot, hatte Ernest einen gewissen ehrfurchtsvollen Respect eingeflößt. Cadot steht wirklich an der Spitze des Verlagsbuchhandels mit seinem Kataloge, worin die Namen von Dumas, Georges Sand, Foudras, Sue, kurz, alle literarischen Sterne des neunzehnten Jahrhunderts glänzen. An die Seite dieser ausgezeichneten Namen setzt nun Cadot nicht gerne unbekannte Namen. Es ist also schwer bei ihm anzukommen. Ernest wußte das und war entschlossen, sich zuvörderst an andere Verleger zu wenden, welche

sich in ihrer bescheideneren Stellung ohne Zweifel auch gefügiger und willfähriger zeigen dürften.

Ernest sah auf den Umschlägen einiger Bände, die er besaß, daß Herr Baudry in der Coquillière-Straße und Herr von Potter in der Sanct-Jakobstraße wohnten.

Die Sanct-Jakobstraße liegt der Seinestraße näher als der Coquillière-Straße. Dennoch entschloß sich Ernest, ohne zu wissen warum, den Anfang seines Rundganges mit dieser letzteren zu machen.

Im Erdgeschoße des Hauses Nr. 32 sah er eine Buchhandlung, deren Fenster viele lithographirte Aushängeblätter in Rahmen enthielten. Es war da eine erdolchte Frau zu sehen, der ein hoher Strahl von Blut aus der durchbohrten Brust spritzte; ein Priester und zwei Kinder neben einem Sterbebette; ein lustiges Gastmahl von Lebemännern zc.

„Da muß es sein!“ dachte Ernest.

Und er trat ein. Ein enges und langes Magazin, ein Ofen, eine Tafel voll von Octavbänden, Stellen und Fächer mit Büchern angefüllt, ein kleiner Schreibtisch, das fiel ihm in die Augen.

Allein er war bei einem Verleger und alle diese unbedeutenden Details hatten für ihn etwas Feierliches und Imposantes. Herr Baudry kam aus dem im Hintergrunde des Magazins gelegenen Zimmer und schritt Ernest entgegen.

Herr Baudry ist sehr brünett, mehr klein als groß und von zweifelhafter Schönheit. Ernest fand ihn imponirend.

„Mein Herr,“ sprach er zu ihm, „dürfte ich bitten, daß Sie mich gefälligst auf einige Minuten unter vier Augen anhören wollten?“

„Sehr gern, mein Herr.“

„Aber vielleicht störe ich?“

„Ganz und gar nicht, mein Herr. Ich bitte, nehmen Sie Platz.“

Ernest nahm einen Stuhl. Der Verleger setzte sich an seinen Schreibtisch.

„Mein Herr,“ sagte Ernest, „Sie geben viele Werke heraus?“

„O, sehr wenig, mein Herr, ich verlege sehr wenig,“ fiel der Buchhändler ein, „so wenig als möglich, die Geschäfte gehen schlecht, die gute Zeit des Buchhandels ist vorüber, man liest kaum mehr Romane, die Lesecabinete beklagen sich täglich mehr, und dann habe ich ein kleines Grundstückchen, das mich un-
gemein beschäftigt.“

„Ein kleines Grundstückchen?“ wiederholte Ernest.

„Ja, mein Herr, in der Normandie, ganz nahe dem Thale von Auge, eine recht hübsche Anzahl schöner Ländereien; einen Teich, Felder, Wiesen und ein Häuschen. Ich verstehe das Alles, mein Herr! Ich ziehe Ochsen . . . vortreffliches Vieh! O, mein Herr, die Ochsen sind mehr werth als die Bücher . . . und man verkauft sie viel leichter.“

Ernest, der nicht im Geringsten solche landwirthschaftliche und ochsige Betrachtungen erwartete, kam dadurch ein wenig aus der Fassung. Er sammelte sich aber gleich wieder und fragte:

„Sie verlegen aber noch immer, mein Herr?“

„Ach, das muß ich wohl, was thäte ich denn mit meinen Geldern? Doch werde ich die Romane bald aufgeben, und mich ganz meinem Grundstück widmen, um nur nicht mehr in Berührung mit Schriftstellern zu kommen. O, mein Herr, das ist eine gemeine, lästige Brut!“

„Wirklich?“ sagte Ernest lachend.

„Das will ich meinen!“

„Sie haben also Ursache, sich zu beklagen?“

„Mein Gott! man kann mit ihnen unmöglich Geschäfte machen, ohne sich zu beklagen.“

„Was, ohne Ausnahme?“

„Beinahe. Der Beste von ihnen taugt nichts, sie sind eitel wie die Pfauen, Alle glauben Talent zu haben und bilden sich ein, man soll sie mit Gold bezahlen, dabei sind sie unzuverlässlich und durchaus nicht gewissenhaft. O, gewiß, mein Herr, sie sind eine gemeine, lästige Brut; ganz abgesehen davon, daß man

drei und ein halbes Viertel, was sie schreiben, nicht verkauft, hat man zuletzt, wenn Verfasser, Buchdrucker, Papierhändler und Buchbinder bezahlt sind, die Bescherung von ganzen Ballen, welche die Magazine anfüllen und sich niemals absetzen lassen . . ."

„Mein Gott,“ entgegnete Ernest mit einem etwas verzerrten Lächeln, „reden Sie doch nicht schlimm von den Romantifern, ich bitte Sie . . .“

„Warum?“

„Weil ich selbst . . .“

„Ah! ah!“ fiel der Verleger ein, „Sie schreiben Romane, mein Herr?“

„Mein Gott! ja.“

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

Ernest nannte sich.

Dann fügte er sogleich hinzu:

„Mein Name wird Ihnen freilich noch ganz unbekannt sein?“

„In der That, mein Herr.“

„Das ist nicht zu verwundern, ich beginne erst meine literarische Laufbahn, und zu diesem Ende bin ich heute gekommen, um Ihnen einen kleinen Besuch zu machen . . .“

Ernest hielt inne in Erwartung einer Antwort. Aber der Verleger sprach keine Sylbe. Bloß sein Gesicht hatte sich auf seltsame Weise verdüstert.

V.

Der König des Octavformats.

„Kurz,“ entgegnete Ernest, indem er sich mit seinem ganzen Muthe waffnete, „ich habe einen Roman verfaßt und komme Sie zu fragen, ob Sie ihn in Verlag nehmen wollen . . .“

Herr Baudry hob beide Hände zum Himmel oder vielmehr zum Plafond empor mit bestürzter und verzweifelnder Miene.

„In Verlag nehmen?“ wiederholte er.

„Es sind nur zwei Bände,“ bemerkte Ernest.

„Zwei Bände! Großer Gott! und was soll ich damit thun?“

„Sie drucken lassen, und in Ihren Katalog einreihen.“

„O, mein Herr, wo denken Sie hin?“

„Nun, wieso?“

„Zwei Bände, in jehiger Zeit! man sieht wohl, daß Sie mit dem Buchhandel nicht vertraut sind.“

„Finden Sie, daß zwei Bände zu wenig sind für einen Roman?“

„Zu viel, mein Herr, viel zu viel!“

„Man kann indeß kaum ein Werk schreiben, das nur Einen Band hat.“

„Man kann gar keinen schreiben, mein Herr, und sehen Sie, das soll man thun.“

„Bedenken Sie, daß ich in Bezug auf Honorarbedingungen gar nicht schwierig wäre.“

„Ein Manuscript, mein Herr, das man gar nicht bezahlt, ist heut zu Tage schon zu theuer.“

„Sie honoriren aber doch Ihre Schriftsteller?“

„Ach, ich bezahle sie nur zu hoch, ich habe aber diese Thorheit eingesehen, und man wird mich nicht wieder dazu bringen. Bedenken Sie nur, ich kann nicht einmal fertig werden mit dem Absatz der Romane des Herrn Vicomte Tronsondu Portail, und doch ist dieser junge Schriftsteller in den höchsten Zirkeln bekannt und stammt in gerader Linie ab von Bayard oder von Duguesclin, vielleicht gar von beiden. Die Aristokratie sollte seine Werke verschlingen, es wird aber beinahe nichts verkauft.“

„Bei der Stimmung, in welcher ich Sie sehe, mein Herr, scheint es mir sehr schwierig, daß wir uns verständigen werden.“

„O, mein Herr, es ist nicht bloß schwierig, sondern unmöglich, ganz unmöglich!“

„Sie wollen diese zwei Bände nicht einmal lesen?“

„Wozu das?“

„Nun, um zu erfahren, ob das, was ich Ihnen anbiete, gut oder schlecht ist.“

„O, ich bin überzeugt, daß es vortrefflich ist, man braucht Sie ja nur zu sehen, mein Herr, und Ihre geistreiche Unterhaltung zu hören, um auf Ihre Verdienste schließen zu können; allein wenn auch Ihr Buch ein Meisterwerk wäre, die gegenwärtigen Zeitumstände erlauben mir nicht, dasselbe zu verlegen. Sehen Sie, meine Collegen lassen mehr drucken als ich, ohne Zweifel können Sie sich mit diesen verständigen. Glauben Sie ja nicht, mein Herr, es sei böser Wille von mir, nein, aber materielle Unmöglichkeit ist's. Wie soll ich mich mit einem neuen Verlagsartikel befassen? Morgen reise ich in die Normandie auf mein Landgut, dort will ich eine neue Bewässerungsmethode versuchen, von der man sich viel Gutes verspricht. Mit diesem neuen System kann man, wie es scheint, in zwei Jahren den Ertrag der Ländereien vervierfachen . . .“

Ernest nahm sehr entmuthigt sein Manuscript wieder unter den Arm und verließ diesen Verleger, welcher so lebhaft mit Landwirthschaft sich beschäftigte, um seine Schritte nach der Sanct-Jakobstraße zu lenken.

Seine Unterredung mit dem Herrn von Potter unterschied sich sehr wenig von jener, die wir eben unseren Lesern mitgetheilt haben.

Herr von Potter hatte Ernest, um den Verlag des Manuscriptes abzulehnen, eben so peremptorische Gründe angegeben, wie Herr Baudry. Diese Gründe waren zwar anderer Färbung, aber sie besagten das Nämliche.

Ernest zauderte lang, bevor er sich auf den Weg zu Herrn Cadot begab.

„Bei dem ersten Worte, das ich sprechen werde,“ dachte er, „wird mir der König der Octavbände unter die Nase lachen. Aber wenn auch! versuchen wir das Glück! wer nichts wagt, gewinnt nichts; übrigens ist es besser, sagt man, sich an den Meister als an den Gesellen zu wenden.“

Als Ernest in der Serpente-Straße Nr. 37 ankam, stand er vor einem großen ehemaligen Hôtel, welches einst ich weiß

nicht mehr welcher erste Parlamentspräsident erbaut hatte. Ein alter, kleiner Thürhüter, verdrießlich und halb taub, solch' ein Typus, wie man sie nur noch bei Daumier und in den Baudewilles des Palais-Royal sieht, stand unter dem Bogen des Thores, auf einen Besenstiel gestützt.

„Ich bitte, ist Herr Cadot, der Verleger, zu Hause?“ fragte Ernest.

„Was?“ bellte der Portier.

Der junge Mann wiederholte seine Frage.

„Im zweiten Stock.“

„Ist er in seiner Wohnung?“

„Sehen Sie nach.“

Ernest ging hinauf und öffnete die Thüre des zweiten Stockwerkes; eine Glocke läutete von selbst. Er ging durch ein Vorzimmer, in welchem Bücher aufgehäuft lagen, dann kam ein großer, schöner Speisesaal mit schwarzen und weißen Würfeln eingelegt, wie ein Damenbrett.

In diesem Saale befanden sich mehrere Personen.

„Ist Herr Cadot zugegen?“ fragte Ernest, sich verbeugend.

„Ja, mein Herr,“ antwortete ein junger Mann, der einen Pack Bücher auf der Schulter trug und eben fortgehen wollte, „gehen Sie dort rechts.“

Ernest trat in ein ungeheures Zimmer, das einst ein Empfangssaal war und jetzt in ein Magazin umgewandelt worden.

Das Octav thronte auf den Büchergestellen, auf den Schreibtischen, kurz überall in seiner Glorie. Die frischgelben Umschläge zeigten in schönen dicken Lettern die lockendsten Titel von der Welt mit all' den berühmten Namen der modernen Literatur.

Ein dicker, großer Herr, ganz grau gekleidet mit Pantalon, Jacke und Gilet, in Pantoffeln und ohne Cravate, rauchte eine Cigarre und theilte Befehle aus.

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?“ fragte er.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Cadot zu sprechen?“ fragte Ernest schüchtern.

„Ich bin es, mein Herr.“

„Dürfte ich Sie wohl bitten, mir einige Secunden Gehör zu schenken?“

„Recht gern. Treten wir in mein Cabinet.“

Dieses Cabinet glich nicht so ganz dem Magazin in der Coquillière-Straße. Es hatte ein vorwaltendes Künstlergepräge. Ueber einem runden Schreibtische, auf welchem Briefe, Manuscripte, Probeblätter 2c. 2c. lagen, sah man ein sehr schönes Portrait von Alexander Dumas in Pastell, nach dem herrlichen Originalbilde von Girard. Etwas weiter entfernt hing ein großes Bild auf Holz, eine bemerkenswerthe Composition von Teniers, dem Vater; dann noch andere moderne Gemälde von Kunstwerth; dann Statuetten u. s. w. Auf einem anderen, kleineren Schreibtische standen offene Kistchen voll Cigarren.

Cadot rückte Ernest einen tiefen, gepolsterten Lehnstuhl hin und nahm selbst Platz.

„Ich höre, mein Herr,“ sagte er dann.

Der junge Romantiker blickte den bedeutenden Verleger schüchtern an. Die Physiognomie dieses Letzteren hatte nichts Abschreckendes. Sein volles, wenig gefärbtes Antlitz hatte den Ausdruck von Geist und Gutmüthigkeit. Der Blick war lebhaft und die Lippen lächelnd.

„Mein Herr,“ sagte Ernest, ermutigt durch diese wohlwollende Physiognomie, „ich beginne unmittelbar mit der Frage und falle, wie man zu sagen pflegt, mit der Thür ins Haus.“

„Sie haben Recht. Um was handelt sich's?“

„Ich habe einen Roman geschrieben.“

„Das vermuthete ich.“

„Ah, Sie vermutheten?“

„Ja.“

„Und aus welchem Grunde?“

„Nun, sehr einfach wegen dieses Manuscriptes welches Sie da sorgsam eingepackt tragen, und das hübsch dick zu sein scheint. Ich bin durchaus kein Hexenmeister.“

„Nun, mein Herr, so errathen Sie auch ohne Zweifel den Beweggrund, der mich hieher führt?“

„O vollkommen! Sie kommen zu Cadot, damit Cadot Ihr Verleger werde.“

„Ich sehe wohl ein, mein Herr, wie ehrgeizig dieser Wunsch ist. Darf ich indeß hoffen?“

„Sie haben ein sehr einnehmendes Aeußere, mein Herr, und ich möchte Ihnen von ganzem Herzen dienen, doch leider ist's unmöglich.“

„Unmöglich?“

„Ganz und gar.“

„Warum?“

„Die Frage, welche Sie da stellen, ist mir seltsamerweise jede Woche fünf- oder sechsmal von jungen Leuten gestellt worden, welche sich in derselben Lage befanden wie Sie, und ich will Ihnen die nämliche Antwort geben, welche ich Jenen gab: es ist unmöglich, weil Sie noch keinen Namen in der Literatur haben und folglich ein Buch von Ihnen eine Waare ist, die man nicht absetzt.“

„Doch, mein Herr, wenn sich Talent im Buche zeigt?“

„Ach, mein Herr, es ist traurig zu sagen, aber das Talent hat keine große Geltung. Wir sind in einer Epoche angelangt, wo das Publicum derart blasirt und gleichgiltig ist, daß es durchaus Namen will und sich nicht entschließen könnte, den Roman eines unbekanntem Verfassers zu lesen.“

„Was ist aber da zu thun?“

„Machen Sie sich bekannt.“

„Wo.“

„Das weiß ich nicht.“

„Die anderen Verleger werden mir dieselbe Antwort geben, die Sie mir geben.“

„Wahrscheinlich.“

„Die Journale werden zweifelsohne dasselbe thun.“

„Gewiß.“

„Um auf das Pferd zu steigen, ist es aber doch unerläßlich, den Fuß in den Steigbügel zu setzen.“

„Unbestreitbar.“

„Nun denn, wenn Niemand den Steigbügel hält, so muß man eben auf der Erde bleiben.“

„Mein Herr, soll ich Ihnen meine Gedanken freimüthig und offen heraus sagen?“

„Ich bitte darum.“

„Nun, wenn Sie wirklich Talent besizen, so werden Sie sich bekannt machen, obwohl ich nicht weiß, wie Sie das anfangen sollen oder wollen; aber das Talent bricht sich immer Bahn.“

„Wie aber soll ich das anfangen?“

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich es nicht weiß.“

„Helfen Sie mir ein wenig, geben Sie mir eine Idee, wenn ich bitten darf.“

„Nun, so hören Sie: versuchen Sie es mit einem Mitarbeiter. Besuchen Sie einen unserer beliebten Autoren und bewegen Sie ihn, daß er Ihnen das Patronat seines Namens gewähre . . .“

„Mein Werk sollte einen anderen Namen tragen? . . . Nimmermehr!“

„Ueber diese Frage der Eigenliebe muß man sich hinwegsetzen: das Mittel ist gut, glauben Sie mir. Ich kann Ihnen Beispiele anführen; der Verfasser der „Ritter vom Landsknecht“, ich meine den einzigen und wahrhaften Verfasser, Jenen, der als zweiter genannt ist auf den Umschlägen des Buches. Ließ er nicht bei den zehn Bänden dieses Romans, dessen Erfolg ungeheuer war, den Namen eines anderen Schriftstellers voraussetzen, der viel Talent hatte und bereits bekannt war? Hat das den jungen Romantiker gehindert, sein Ziel zu erreichen? Nein, hundertmal nein! Nun denn, wo wäre er heute, wenn er nicht bei seinen Erstlingswerken diese Eitelkeitsfrage ganz beiseite gelassen hätte?“

„Wenn ich mich aber dazu entschließen wollte, an wen soll ich mich wenden?“

„O, Sie haben nur die Verlegenheit der Wahl; sprechen Sie mit Dumas, mit Foudras, mit Montèpin . . .“

„Werden aber diese Herren darauf eingehen?“

„Das ist etwas Anderes, das weiß ich nicht, ich sage Ihnen nur, daß ich, wenn sie es eingehen, Ihren Roman verlege.“

„Wo finde ich Dumas?“

Cadot blickte auf einen Band der „Musketiere“, welcher soeben im Drucke erschien.

„In Brüssel,“ sagte er dann, „er ist diesen Morgen abgereist.“

„Ah!“ rief Ernest.

Dann fragte er weiter:

„Und Foudras?“

„Er rührt sich nicht aus Bourbon l'Archambault (Allier).“

„Teufel! das ist ein bischen weit.“

„O nein, in drei Tagen kommen Sie hin und wieder zurück.“

„Und Montépin?“

Cadot wühlte in seinen zerstreuten Papieren auf dem Schreibtisch. Er nahm ein viereckiges Briefcouvert, blau gestreift und roth gesiegelt.

„Sein letzter Brief,“ sagte er, „trägt den Stempel von Croisic in der Bretagne, er muß noch dort sein; wenn Sie sich morgen Früh auf den nach Nantes fahrenden Zug setzen, so treffen Sie ihn sicher noch dort und eben im Begriffe, sich mit seinem neuseeländischen Hunde im Meere zu baden. Es sind ja nur hundertfünfzig Meilen hin und eben so viele zurück, eine Bagatelle!“

Diese Bagatelle erschreckte aber doch Ernest, und der Arme dachte bei sich, daß die Illusion des Octavs im gelben Umschlag schwand, um auf jene der Repräsentation überzugehen.

Drama und Roman fielen zusammen in den Schoß der Werke, die nie erscheinen. Er verbeugte sich schweren, düsteren Herzens vor Cadot, der ihn mit der größten Artigkeit bis vor die letzte Thüre seiner Wohnung führte, und kehrte zurück in die Seine-Straße betrübter und niedergeschlagener als ein Jäger, der keine Beute nach Hause bringt.

Ernest war wirklich auf der Jagd gewesen. Ach! auf der Jagd nach Chimären! —

* * *

Es stand aber im Buche des Schicksals geschrieben, daß „Wie die Frauen sich zu Grunde richten“ dennoch am großen Tage der Deffentlichkeit blühen würde.

Ernest sprach von seinem neuen Anstern mit seinem Freunde, dem einflussreichen Criticus. Dieser lächelte und führte ihn zur „neuen Buchhandlung“. Ernest bestritt die Kosten der Auflage, des Papiers, des Bindens und der Ankündigungen.

Sein Werk wurde gedruckt und feilgeboten.

Und nun vernehme man die Resultate dieses Unternehmens nach Verlauf von drei Monaten:

Am Tage der Verkaufsanzeige lagen im Magazine fünfhundert Exemplare. An Susanne wurden zehn Exemplare verabfolgt. Den Freunden von Ernest wurden zwölf Exemplare übersandt.

Für sich selbst behielt er drei Exemplare.

Ernest hatte also über fünfundzwanzig Exemplare selbst verfügt und es verblieben im Magazine vierhundert fünfundsiebzig.

Diese lagen schon vier Monate lang unverkauft und unbegehrt.

Armer Ernest! Er ging nun abermals auf die Jagd nach Chimären.